



## KSK

*Die Soldaten des Kommandos Spezialkräfte gelten als die härtesten Kämpfer der Bundeswehr. Sie eilen los, wenn deutsche Staatsbürger in einem Krisengebiet in Gefahr sind. So wie am 10. November 2016 in Afghanistan. Eine Innenansicht der geheimnisvollsten deutschen Militäreinheit*

Von Bastian Berbner, DIE ZEIT, 20.01.2022

Die meisten seiner Kameraden hatten sich schon in ihre Container zurückgezogen, aber Wolfgang machte sich noch ein Mixery auf, ein Cola-Bier-Mischgetränk. Er trat hinaus in die kühle Novembernacht und ging hinüber in die Operationszentrale. Wer jetzt, gegen 23 Uhr, im Camp noch Gesellschaft suchte, fand sie dort, in einem Raum voller Schreibtische und Bildschirme, wo rund um die Uhr Soldaten arbeiteten. Wolfgang hatte ihn gerade betreten, da wackelte plötzlich alles.

Erdbeben waren hier in Afghanistan nicht ungewöhnlich. Wolfgang hatte einige erlebt, aber nie sei die Erschütterung so kurz und heftig gewesen wie an jenem 10. November 2016, so erinnert er sich heute, ein drahtiger Mann von 51 Jahren, der in weichem Schwäbisch spricht.

Damals, in der Operationszentrale, betätigte ein Soldat einen Joystick. Die Kamera, die über dem Bundeswehr-Camp an einem Fesselballon hing, schwenkte nach Westen. Auf einem Bildschirm sah Wolfgang die nachtgrauen Gebäude von Masar-i-Scharif ins Bild rutschen. Über der Innenstadt, etwa 13 Kilometer entfernt, wuchs eine Rauchwolke in den Himmel. Dies war kein Erdbeben gewesen, sondern eine gewaltige Explosion.

Wolfgang kannte das Viertel, wo sie sich ereignet hatte. Dort lag das deutsche Generalkonsulat. Seit der damalige Außenminister Guido Westerwelle die



Auslandsvertretung im Sommer 2013 eröffnet hatte, war Wolfgang immer wieder dort gewesen. Für die Bundesregierung war das Konsulat ein Zeichen an die Afghanen, dass Deutschland sich dauerhaft im Norden des Landes engagieren würde, auch nichtmilitärisch. Für Soldaten wie Wolfgang war es vor allem: ein Sicherheits-Albtraum. Ein weitläufiges Grundstück mit einem großen und mehreren kleinen Gebäuden, mitten in der Stadt – ein dankbares Ziel für die Taliban. Die Explosion musste irgendwo in der Nähe stattgefunden haben.

Ein Handy klingelte. Einer der Soldaten ging ran, Wolfgang hörte eine Frauenstimme, der Soldat sagte zu der Anruferin, sie solle sich beruhigen. Wolfgang wusste schnell, wer dran war: die Sicherheitschefin des Konsulats. Er hatte sie einige Male getroffen. Sie führte ein Team aus 13 Bundespolizisten an, alle militärisch ausgebildet, einige spezialisiert auf Personenschutz. Jetzt schrie sie ins Telefon, das Konsulat werde angegriffen. Die Explosion hatte nicht in der Nähe des Konsulats stattgefunden, sondern direkt davor.

Die Angreifer hatten mit einer Bombe die Außenmauer zerstört, dann waren sie auf das Gelände gestürmt. Jetzt schossen sie auf den Fluren des Gebäudes mit Sturmgewehren um sich und warfen Handgranaten. Die Polizisten versuchten sie zurückzuschlagen.

Wolfgang war ein Elitesoldat des Kommandos Spezialkräfte (KSK), der Einheit, die in der Bundeswehr für die schwierigsten und gefährlichsten Einsätze zuständig ist. Zusammen mit zehn Kameraden war er in Masar-i-Scharif stationiert. In den Monaten zuvor war es ruhig gewesen, es gab keine Kampfeinsätze. Die KSK-Männer hatten die Aufgabe, afghanische Polizisten auszubilden.

Während Wolfgang auf dem Bildschirm die Rauchwolke wachsen sah, stand an einer anderen Stelle im weitläufigen Camp, ebenfalls aufgeschreckt von der Explosion, einer der übrigen zehn KSK-Soldaten vor einem anderen Bildschirm und sah dasselbe Bild. Alexander, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann Ende dreißig, war der Kommandeur der KSK-Einheit.



Alexander bekam mit, wie der zuständige deutsche General eine Nato-Bereitschaftseinheit losschickte, einen Trupp georgischer Soldaten, der ebenfalls im Camp stationiert war und schon zehn Minuten nach der Explosion abfuhr. Aber als Wolfgang ihn, Alexander, anrief und über den Notruf der Sicherheitschefin informierte, sei ihm klar gewesen: »Das war ein Job für uns.« Er wies Wolfgang an, die anderen zusammenzurufen.

Genau für solche Situationen wurde das Kommando Spezialkräfte gegründet. Als 1994 deutsche Staatsbürger in Ruanda zwischen die Bürgerkriegsfronten gerieten, war die Bundeswehr nicht fähig, sie zu befreien. Belgische Fallschirmjäger mussten einspringen. Es war eine Schmach. Als Reaktion stellte die Bundeswehr zwei Jahre später, im September 1996, das KSK auf. Wolfgang, damals Mitte zwanzig, war von Anfang an dabei.

In den frühen Jahren nahm Wolfgang auf dem Balkan Kriegsverbrecher fest, einmal wurde er schwer verwundet, als die Zielperson, ein serbischer Kommandeur, eine Handgranate zündete. Nach dem 11. September war Wolfgang einer der ersten deutschen Soldaten in Afghanistan. Es war der Anfang einer 20-jährigen KSK-Dauerpräsenz dort. Egal wie die Einsätze hießen – Operation Enduring Freedom, Isaf, Resolute Support –, Deutschland schickte seine besten Kämpfer. Aber nie kam es wieder zu einer Mission wie damals in Ruanda, nie mussten die KSK-Soldaten deutsche Staatsbürger befreien. Mit einer Ausnahme: jener Novembernacht in Masar-i-Scharif.

Wahrscheinlich ist keine Einheit der Bundeswehr so bekannt wie das KSK. Es ist legendenumrankt und skandalgeplagt.

Wahrscheinlich ist aber auch keine Einheit so unbekannt. Denn fast alles am KSK ist geheim: die einzelnen Einsätze, die Identitäten der Soldaten. Wenn Kameras in der Nähe sind, tragen die Kämpfer schwarze Sturmmasken. Nicht mal der Bundestag wird über ihre Aktivitäten informiert, nur ein kleines Gremium ausgewählter Abgeordneter, die der Schweigepflicht unterliegen.



Dass die Soldaten in diesem Artikel mit ihren echten Vornamen in die Öffentlichkeit treten, ist neu. Auch dass sie so ausführlich über ihre Arbeit sprachen, teilweise über Wochen hinweg. Einer der Gründe für die neue, vorsichtige Transparenz bei Deutschlands geheimster Militäreinheit ist, dass das KSK in den vergangenen Jahren von gewaltigen Skandalen erschüttert wurde: Es ging um Rechtsextremismus, um Terrorismus und um den Verdacht, dass Soldaten, die geschworen hatten, die freiheitlich-demokratische Grundordnung zu verteidigen, diese angreifen wollten.

Als die Skandale bekannt wurden, erwog die damalige Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer, das KSK aufzulösen. Davon sah sie dann ab. Aber eine der Neuerungen, die das Ministerium der Eliteeinheit auferlegte, war: mehr Offenheit.

An einem Morgen im Oktober 2021 liegt Tau auf den Hängen des nördlichen Schwarzwaldes. Am Rande des Fachwerk-Städtchens Calw steht die Graf-Zeppelin-Kaserne, Heimat des KSK. Am Schlagbaum werden wir *ZEIT*-Reporter von drei Presseoffizieren abgeholt, zwei von ihnen sind aus Berlin angereist. Sie führen uns an weiß gestrichenen Zweckbauten vorbei, die nicht fotografiert werden dürfen.

Durch eine Sicherheitsschleuse betreten wir ein Gebäude, in dem uns der Chef des Stabes begrüßt, ein schneidiger Offizier mit übergeradem Rücken. Er ist so etwas wie die rechte Hand des Kommandeurs. Und hat erst vor wenigen Tagen seinen Dienst angetreten. Sein Vorgänger musste – auch das eine Folge der Skandale – gehen, genau wie der bisherige Kommandeur.

In einem Vortrag, den der Chef des Stabes für uns vorbereitet hat, erläutert er, dass das KSK aus 1400 Soldaten besteht. Ziehe man jene ab, die sich um Dinge wie Logistik, Munition, Fahrzeuge und Einsatzplanung kümmerten, blieben etwa 500 Kommandosoldaten übrig. Die Pressesprecherin, die neben ihm sitzt, guckt kritisch. Nachdem der Offizier gegangen ist, sagt sie, eigentlich verriet sie diese Zahlen nicht.



Die darauffolgenden Gespräche werden zeigen, dass selbst die Zahl von 500 Soldaten einen falschen Eindruck erweckt. Zieht man jene ab, die sich zum Beispiel um die Ausbildung kümmern, bleiben lediglich zwischen 200 und 300 Soldaten, die wirklich kämpfen.

Bis vor anderthalb Jahren waren sie in vier Kompanien unterteilt. Dann löste das Verteidigungsministerium eine der Kompanien auf – die zweite. Interne Bundeswehr-Ermittler hatten dort eine »toxische Führungskultur«, »extremistische Tendenzen« und ein »fehlgeleitetes Eliteverständnis« vorgefunden. So steht es im Abschlussbericht. Einige Soldaten wurden versetzt, andere gefeuert, einzelne sogar angeklagt, wieder andere kündigten. Die übrigen wurden auf die restlichen drei Kompanien verteilt.

<sup>[P.]</sup><sub>[SEP.]</sub>Auf dem Kasernengelände liegt, oben am Hang, das Gebäude der vierten Kompanie. Im Erdgeschoss rechts betritt Wolfgang einen Raum, an dessen Tür »Cafeteria« steht. Die ist so etwas wie das Wohnzimmer der Kompanie. Die Soldaten haben hier eine Bar aufgebaut und schwere Ledersofas hingestellt. Auf einem davon nimmt Wolfgang Platz, um über seine Arbeit zu reden.

An den Wänden hängen Fotos aus Einsätzen, außerdem ein Hammer mit der Aufschrift »Bomber«, eine doppelschneidige Axt mit dem Schriftzug *Si vis pacem para bellum* (»Wenn du Frieden willst, bereite Krieg vor«), ein Bisonkopf, Glückwunschkarten für neugeborene Kinder. Vor der Tür steht in einer Vitrine ein ovales Schild, verbogen und verrußt, darauf schwarz auf gelb der Bundesadler. Das Schild hing früher am Eingang des Generalkonsulats in Masar-i-Scharif. Die Soldaten nahmen es nach ihrem Einsatz mit. Es sei ein Andenken an die wichtigste Mission ihres Lebens, sagt Wolfgang.

Jörg, heute 30 Jahre alt, lag in jener Novembernacht mit Rockmusik auf den Ohren auf seinem Bett, als Wolfgang reingestürmt kam, »der alte Herr«, wie er ihn nennt. Neben dem Bett lag wie immer seine Ausrüstung, vorbereitet für Notfälle wie diesen: Die Hose mit Erste-Hilfe-Sets. Der Gürtel mit Pistole und Handgranaten. Die Weste mit kugelsicheren Platten. Der Helm mit Headset. Die Nachtsichtbrille zum



Dranklicken. Der Rucksack mit den Funkgeräten. Das G36-Sturmgewehr, 30 Schuss, fünf Reservemagazine.

Wenige Minuten später stand Jörg mit seinen Kameraden in der Operationszentrale, Wolfgang erklärte ihnen die Lage und sagte, Alexander sei mit zwei Mann vorausgefahren. Sie, die restlichen acht, sollten mit Fahrzeugen und Waffen folgen.

Zu diesem Zeitpunkt raste Alexander in einem gepanzerten Geländewagen auf dem Highway 76 hinein nach Masar-i-Scharif. Der durch die Explosion aufgewirbelte Staub hatte sich über die gesamte Stadt gelegt. Alexander sagt, er habe damals gedacht: »Heute kehren vielleicht nicht alle Männer zurück.«

Seit sechs Jahren war Alexander immer wieder in Afghanistan gewesen, seine Beziehung zum Land aber war noch älter. In den Achtzigerjahren lag auf dem Boden seines Kinderzimmers ein blau-roter Teppich, von Hand gewebt in der ostafghanischen Region Nuristan. Sein Vater hatte ihn dort gekauft, ein Wissenschaftler, der Afghanistan häufig bereiste. Alexanders Mutter, auch sie Wissenschaftlerin, war Afghanin. Sie stammte aus Kabul und war in den Sechzigern nach Deutschland gekommen. Mit dem Sohn sprach sie Dari. Abends betete er manchmal mit ihr. Er, der protestantische Junge, beugte sich Richtung Mekka.

Auf den Reisen nach Nordafrika und in den Nahen Osten, die seine Eltern mit ihm als Kind unternahmen, wurde Alexander wegen seiner dunklen Haut und der schwarzen Haare oft für einen Einheimischen gehalten, in Marokko, in der Türkei. Nach Afghanistan führen sie nicht, denn dort begann im Jahr seiner Geburt, 1979, ein nicht enden wollender Krieg, in dem Alexander 30 Jahre später selbst kämpfen sollte. Er betrat Afghanistan, seine zweite Heimat, erstmals als deutscher Soldat.

Je näher sie dem Konsulat kamen, desto mehr Scherben lagen auf den Straßen. Die Druckwelle hatte im ganzen Viertel Fensterscheiben bersten lassen und den angrenzenden Häusern die Fassaden weggerissen, sodass man in die Zimmer schauen konnte wie bei gigantischen Puppenhäusern. Die sonst so helle Innenstadt lag im



Dunkeln. Sie stoppten an den Überresten der Nordmauer. In der Straße klaffte ein etwa acht Meter breiter Krater. Wie sich später herausstellte, hatte dort ein Selbstmordattentäter einen Laster mit etwa dreieinhalb Tonnen Sprengstoff zur Explosion gebracht – mindestens sechs Passanten starben.

Alexander klappte sein Nachtsichtgerät über die Augen und durchquerte mit seinen beiden Männern die Sicherheitsschleuse in der Westmauer, in der sonst Fahrzeuge auf Sprengstoff untersucht wurden. Sie stand offen, weil die georgischen Soldaten das Gelände kurz zuvor auf demselben Weg betreten hatten. Vor Alexander lag jetzt das Konsulatsgebäude, hufeisenförmig, zweistöckig, ein ehemaliges Hotel. Teile waren eingestürzt, Gesteinsbrocken lagen herum, hier und da brannten kleine Feuer. Es sei merkwürdig still gewesen, erinnert er sich, es war kein Gefechtslärm zu hören.

In einer Tür im Ostflügel des Gebäudes, etwa hundert Meter entfernt, habe er ein Knicklicht entdeckt, dessen Schein er nur dank seiner Nachtsichtbrille sehen konnte, erzählt Alexander. Die Taliban besaßen so etwas nicht. Also rannten sie hin. Das Licht gehörte dem Kommandeur der georgischen Soldaten. Bei ihm waren die Sicherheitschefin des Konsulats, die den Notruf abgesetzt hatte, und einige der Bundespolizisten, die sich mit den Angreifern auf den Fluren des Konsulats Schusswechsel geliefert hatten.

»Es roch nach Todesangst«, sagt Alexander. »Ich kann das schwer beschreiben, aber wenn Menschen Angst um ihr Leben haben, riecht man das.«

Die Sicherheitschefin sagte, etwa eine Dreiviertelstunde habe der Kampf mit den Angreifern gedauert. Dann habe der Beschuss plötzlich aufgehört. Es sei unklar, warum. Wo die Angreifer jetzt seien, wisse man nicht. Die Sicherheitschefin hatte eine Personalliste bei sich und einen Lageplan.

Zwanzig Menschen waren im Konsulat, als der Angriff begann. Dreizehn von ihnen waren jetzt hier im Ostflügel, die Sicherheitschefin, elf weitere Bundespolizisten und der Hausmeister. Zwei Agenten des Bundesnachrichtendienstes hielten sich,



gemeinsam mit einem französischen Kollegen, in einem Nachbargebäude versteckt. Sie waren bewaffnet. Die restlichen drei Konsulatsmitarbeiter hatten sich auf der Westseite im Schlafzimmer eines Personenschützers verschanzt. Er hatte den ersten Kontakt mit den Angreifern gehabt, als er sich Minuten nach der Explosion in Unterhose und T-Shirt den dunklen Flur entlangtastete, um zum stellvertretenden Konsul zu gelangen, für dessen Sicherheit er verantwortlich war. Er hatte diesen gerade im Treppenhaus getroffen, ebenfalls nur in Unterhose, als wie gelbe Blitze die ersten Kugeln an ihnen vorbeiflogen.

Der Personenschützer schob den Diplomaten hinter eine Wand und feuerte zurück. Die Schüsse der Angreifer schlugen neben ihm in den metallenen Rahmen einer Tür, Splitter bohrten sich in seine nackten Beine. Offenbar wussten die Angreifer genau, wo die Diplomaten schliefen. Anders war kaum zu erklären, dass sie so schnell durch die Trümmer des völlig zerstörten Haupttrakts an diese Stelle gekommen waren.

Zwei weitere Konsulatsmitarbeiter kamen eine Treppe herunter. Der Personenschützer brachte sie gemeinsam mit dem stellvertretenden Konsul in sein Schlafzimmer. Der Raum war voller Staub und von der Notbeleuchtung in schwaches rotes Licht getaucht. Der Personenschützer bezog mit seinem G36 Stellung an der geöffneten Tür, während die anderen sich hinter ihm auf den Boden legten. Er hörte, wie die Angreifer auf dem Flur eine Tür nach der anderen auftraten und in die Räume schossen. Dann wurde es plötzlich still.

Das war die Situation, als Alexander wenig später bei der Sicherheitschefin eintraf, die ihm mitteilte, sie wisse nicht, um wie viele Angreifer es sich handle und wo sie sich jetzt befänden. Ob sie Sprengstoffwesten trügen, habe man nicht erkennen können.

Kommandosoldaten, sagt Alexander, versuchten stets, ihrem Gegner den Kampf aufzuzwingen, ihn im Unklaren zu lassen, während sie selbst die Situation überblickten. In diesem Moment zwang der Gegner ihnen den Kampf auf. Aber, sagt Jörg, ihre Ausbildung versetze sie in die Lage, auch in solchen Situationen zu





funktionieren: »Wir sind wie ein Multi-Tool. Was gebraucht wird, entscheiden wir je nach Lage vor Ort.«

Wie jede Armee besteht die Bundeswehr aus Spezialisten. Das Heer kämpft an Land, die Marine auf dem Wasser, die Luftwaffe am Himmel. In jeder der drei Teilstreitkräfte dienen Zehntausende Soldaten mit weiteren Spezialisierungen. Die Idee des KSK ist, dass einige wenige Soldaten alles können. Dass sie jederzeit weltweit einsetzbar sind und so ziemlich jede Mission erfüllen können, zur Not mit nicht mehr als einer Handvoll Leuten. Die Spezialeinheiten, die das Besondere im Namen tragen, sind die größten Alleskönner.

Diese Eigenschaft, sagt Alexander, ziehe Menschen an, bei denen man nicht sofort an preußisches Soldatentum denke, wenn man sie sehe. Unter seinen Leuten in der vierten Kompanie habe es einen langhaarigen Surfer gegeben, der im Sommer meist barfuß unterwegs war, einen Harley-Fahrer, einen gelernten Fachverkäufer für Kinderspielzeug, einen Koch, der auch in der afghanischen Wüste einen Kaiserschmarrn hinbekam, wie er auf jeder Berghütte bestehen würde. Das KSK ist eine Ansammlung von Individualisten, und die Freiheit im Denken kann im Einsatz ein taktischer Vorteil sein.

Den Eignungstest für das KSK schaffen nur die fittesten und leidensfähigsten Anwärter. In der sogenannten Höllenwoche – angelehnt an die *hell week* der amerikanischen Eliteeinheit Navy Seals – marschieren sie tagelang mit zu wenig Nahrung und zu wenig Schlaf, teilweise mit einem Baumstamm auf dem Rücken. Sie hangeln sich über Flüsse und rennen bergauf hinter einem Lastwagen her, aus dem schwere Gegenstände geworfen werden, die sie zurückbringen müssen, Autoreifen zum Beispiel. An dieser Aufgabe scheiterte im vergangenen Jahr die einzige Frau, die es je in diese Phase des Eignungstests geschafft hatte. Die wenigen, die durchkommen, springen im Training aus Flugzeugen, tauchen im Meer und seilen sich aus Hubschraubern ab. Sie üben im Dschungel von Belize, im arktischen Norden Kanadas und in der Wüste Malis.



In der Kaserne in Calw steht, 27 Millionen Euro teuer und vor drei Jahren eröffnet, eine Halle. Im Untergeschoss gibt es einen riesigen Trainingsbereich für den Nahkampf, im Obergeschoss ein Schwimmbecken, dessen Boden sich so verstellen lässt, dass man das Anlanden mit dem Schlauchboot am Strand simulieren kann, in sechs verschiedenen Wellenarten. Nebenan entsteht gerade eine Hypoxie-Kammer für das Training unter den Druckbedingungen des Hochgebirges. Und eine weitere Halle für den Nahkampf mit Gewehr – genug Platz wäre in der existierenden Halle, dort sei aber eine Lüftungsanlage eingebaut worden, die für eventuell entstehende Pulverdämpfe nicht ausreiche, erklärt der zuständige Soldat.

Vor allem aber besteht das Training eines KSK-Soldaten aus Schießen. Stehend, liegend, kriechend, mit links, mit rechts, im Wasser, aus Hubschraubern – an manchen Tagen schießen die Soldaten so viel, dass sie abends ihre Zeigefinger nicht mehr beugen können. Die durchschnittliche Trefferquote eines KSK-Soldaten liege bei 98 Prozent, sagt der Leiter der Schießhalle in Calw, einer weiteren Anlage in der Kaserne. Dort trainieren die Soldaten zum Beispiel den Kampf in Gebäuden. Mit verstellbaren Wänden werden Grundrisse nachgebaut. Wenn sich die Soldaten in Gruppen durch die Gänge bewegen, feuern sie mitunter nur 30 Zentimeter am Kopf des vor ihnen gehenden Kameraden vorbei. Beim KSK wird auch im Training scharf geschossen.

»Du musst ein bisschen bekloppt sein, um diesen Job zu machen«, sagt jemand, der das KSK gut kennt.

Fürs Geld jedenfalls mache es keiner, sagt eine Pressesprecherin.

Jörg sagt, er habe schon Soldat werden wollen, als er als Kind mit Holzsword durch sein Dorf in Sachsen-Anhalt zog.

Wolfgang sagt, er sei – nach einer Ausbildung zum Feinmechaniker – zum Bund gegangen, weil man das als Mann in seiner Familie halt so machte. Zum KSK habe ihn dann die Abenteuerlust geführt.

Ein weiterer Soldat sagt: »Andere müssen beim Unternehmen Jochen Schweizer sehr viel Geld ausgeben, um zu machen, was unser Job ist.«



Alexander sagt, er sei zur Armee, weil seine Zivi-Stelle bei der Kirche gestrichen worden sei. Dann habe es ihn dorthin gezogen, wo der Sportler in ihm gefordert gewesen sei.

Es gibt hier Leute, die einen Marathon unter drei Stunden laufen, und andere, die 200 Kilo stemmen. In einem Fenster eines Kompaniegebäudes hängt eine Flagge mit hamburgischem Stadtwappen, der stellvertretende Leiter der Schießhalle hat einen Kölner Akzent, der Chef des Fitnessstudios einen bayerischen. Jörg ist gelernter Röntgen-Assistent und Alexander studierter Historiker. Aber so unterschiedlich die Männer sind, die meisten sagen – Jörg, Wolfgang und Alexander sogar nahezu wortgleich –, sie wollten zu den Besten gehören.

Als Wolfgang und Jörg in Masar-i-Sharif am Konsulat ankamen, fanden sie ihren Kommandeur im Ostflügel. Es war mittlerweile deutlich nach Mitternacht. Seit einer ganzen Weile war nicht mehr geschossen worden. Jetzt, da seine Leute hier waren, schickte Alexander die Georgier vom Gelände. Je weniger Leute mit Waffen, desto besser.

Dann ließ er seine Soldaten die Sicherheitschefin, die übrigen Polizisten und den Hausmeister hinausbringen. Er selbst zog sich mit Jörg, dem Funker, in die Sicherheitsschleuse zurück, um den Einsatz zu koordinieren. Seine Leute durchsuchten den Poolbereich. Das Fitnessstudio. Die Parkplätze. Und dann die Blockhütte, in der die Konsulatsmitarbeiter noch wenige Stunden zuvor am Lagerfeuer gesessen und den Abschied einiger Polizisten gefeiert hatten, die am nächsten Morgen nach Deutschland hatten fliegen sollen. Keine Spur von den Angreifern.

Im Container des Bundesnachrichtendienstes stießen sie auf die drei Geheimagenten zwischen Teilen heruntergestürzter Deckenverkleidung. Sie brachten sie in die Schleuse. Jetzt fehlten noch die vier Männer aus dem Westflügel. Immer noch keine Spur von den Angreifern.

Fast überall in der Bundeswehr siezen Offiziere ihre Untergebenen. Beim KSK sagen alle Du. Einem General, der sich darüber gewundert habe, erzählt Alexander,



selbst Oberstleutnant, habe er geantwortet: »Wenn wir eine Woche lang einen Observierungsposten nicht verlassen dürfen, verrichten wir unsere Notdurft in Plastiktüten. Ich kann schlecht denjenigen siezen, der meine Tüte hält. Das funktioniert nicht.«

Kommandosoldaten verbringen mehr Zeit mit ihren Kameraden als mit ihren Familien. Ein paar Wochen Tauchausbildung an der Nordsee, ein paar Monate Einsatz in Afghanistan, neuerdings noch ein einwöchiger Lehrgang zur Verfassungskonformität in Koblenz. Jörg sagt, er habe es gerade so zur Geburt seines Sohnes in den Kreißsaal geschafft. Alexander sagt, er sei von den neun Jahren in der vierten Kompanie sechs Jahre im Ausland gewesen. »Eine Scheidung gehört hier zum guten Ton«, sagt er. Seine erste Ehe wurde nach sieben Jahren geschieden.

Die Kameraden seien wie eine zweite Familie, das erzählen viele Soldaten hier. Beim US-Militär würde man sie eine *band of brothers* nennen. Einen Männerbund, zusammengehalten von enormer Loyalität. Wahrscheinlich braucht es diese Loyalität, um die Aufträge zu erfüllen. Aber Loyalität kann auch zum Problem werden.

Wenn Alexander mit der vierten Kompanie zum Einsatz nach Afghanistan flog, übernahm er dort das Kommando häufig von seinem Kollegen Pascal, dem Befehlshaber der zweiten Kompanie. Über Pascal, einen Zwei-Meter-Hünen, der in seiner Freizeit an Mixed-Martial-Arts-Kämpfen teilnahm, erzählte man sich, dass er unter Talibanfeuer einen verwundeten Kameraden vom Schlachtfeld geschleppt hatte. »Pascal war ein starker Führer«, sagt Alexander.

Als Pascal im Jahr 2017 innerhalb der Bundeswehr versetzt werden sollte, schmissen ihm seine Männer eine Abschiedsparty. Es wurde Musik der rechtsextremen Band Sturmwehr gespielt. Vier Männer sollen am Lagerfeuer den Hitlergruß gezeigt haben, unter ihnen angeblich Pascal selbst. Von den etwa 60 anwesenden Soldaten meldete keiner etwas. Die Sache kam nur raus, weil sich eine Frau, die die Soldaten eingeladen hatten, um mit Pascal Sex zu haben, später an die Öffentlichkeit wandte (zum Sex kam es nicht, weil Pascal zu betrunken war).



Alexander sagt, vermutlich habe keiner der Soldaten etwas verraten, weil sie die militärische Loyalität zu ihrem Vorgesetzten hätten brechen müssen – einem Mann, der einem von ihnen das Leben gerettet hatte. Auch er habe von den Neonazi-Eskapaden, obwohl er einige der Kameraden gut kannte, aus der Presse erfahren.

Einer der Soldaten, die während der Party den rechten Arm gehoben hatten, war ein Mann namens Philipp. Drei Jahre später, im Mai 2020, ließ die Staatsanwaltschaft sein Wohnhaus in Sachsen durchsuchen. Man fand, vergraben im Garten, rund 7000 Schuss Munition, Sprengstoff, Zünder und Waffen. Und im Haus ein SS-Liederbuch, Neonazi-Zeitschriften, Postkarten mit Hakenkreuz. Wieder war es jemand von außen, der alles auffliegen ließ – Philipps Ex-Frau. Wieder hatten die Soldaten nichts gemeldet. Auch beim Prozess vor dem Landgericht Leipzig nahmen sie ihren angeklagten Kameraden in Schutz. Philipp wurde zu zwei Jahren Haft auf Bewährung verurteilt.

In seiner Kompanie, sagt Alexander, hätten sie in den Jahren der Flüchtlingskrise viel diskutiert. Auch einige seiner Leute hätten gefordert: Grenzen zu, Flüchtlinge raus. Die Armee sei, sagt er, wie alle Sicherheitsbehörden mehrheitlich konservativ. Er selbst verstehe sich als liberal. Er habe häufig zurückgefragt: »Wer von euch fühlt sich persönlich bedroht, wem nimmt ein Flüchtling den Job weg?« Manchmal habe er gesagt: »Auch meine Mutter kam als Einwanderin nach Deutschland.«

Einmal, in Afghanistan, hätten sich einige seiner Soldaten abends im Camp einen Film über die Wehrmacht angesehen. Als er das bemerkte, sagt er, habe er sich dazugesetzt und den Männern anschließend erklärt, warum man aus seiner Sicht das militärische Handwerk der Wehrmacht nicht trennen kann vom verbrecherischen Regime, dem sie diene. Dass es in seiner Kompanie zu keinen Skandalen gekommen sei, sagt Alexander, liege auch daran, dass er – und seine leitenden Offiziere und Unteroffiziere – von oben dagegehalten hätten.

Im Westflügel des Konsulats hatte der Personenschützer, in dessen Zimmer sich die drei Diplomaten versteckten, eine ganze Weile keine Angreifer mehr gehört. Er



schloss die Tür, positionierte sich direkt dahinter und forderte über Funk, wie schon einige Male zuvor, Verstärkung an.

Es war fast vier Uhr, als Wolfgang mit drei Kameraden den Westflügel durch eine von der Explosion aufgesprengte Sicherheitstür betrat. Die angrenzenden Räume und Treppenhäuser waren leer. Sie erreichten das Schlafzimmer des Personenschützers. Der Mann hatte sie durch den Türspion kommen sehen und öffnete. Dann liefen sie gemeinsam zur Schleuse, der Personenschützer voraus, sein Gewehr im Anschlag, die drei Diplomaten hinterher, die Hand auf der Schulter des Vordermanns, die KSK-Soldaten sicherten nach hinten und zu den Seiten. In der Schleuse brach der stellvertretende Konsul in Tränen aus und bedankte sich bei Wolfgang.

Alexander rief mit dem Satellitentelefon den Krisenstab des Auswärtigen Amtes in Berlin an und meldete, alle Mitarbeiter seien befreit. Dann fuhr er zu einem nahe gelegenen Kreisverkehr, an dem der zuständige Bundeswehrgeneral mit Verstärkung Stellung bezogen hatte – Alexander brauchte eine Entscheidung.

Bisher hatten sie keinen Schuss abgefeuert, die Angreifer nicht mal zu Gesicht bekommen. Entweder der Feind war geflohen, oder er hatte sich im Konsulat versteckt. In einem Gebäude, in dem sich einiges befand, was ihm nicht in die Hände fallen sollte: Waffen, große Mengen Bargeld, Namen, Adressen und Telefonnummern afghanischer Ortskräfte – und, im BND-Container, Geheiminformationen. Alexander sagt heute, er habe noch mal reingehen wollen. Der General aber entschied, erst am nächsten Tag wiederzukommen, bei Tageslicht, das erschien ihm sicherer. Das Konsulatsgebäude war mittlerweile von afghanischen Einheiten umstellt, niemand konnte hinein oder heraus. Die Kommandosoldaten fuhren zurück ins Camp.

Auf dem Kasernengelände in Calw steht ein sandfarbener Stein inmitten von Bäumen. Hier, am Ehrenhain, gedenkt das KSK seiner verstorbenen Soldaten. Auf zwei Tafeln stehen in weißer Schrift 18 Namen.



Fragt man, wie diese Soldaten starben, zählt ein KSK-Angehöriger auf: einer an Krebs, andere bei Autounfällen, einige bei Trainingsunglücken, beim Fallschirmspringen zum Beispiel oder beim Tauchen. Im Kampf gefallen ist: genau einer. Daniel Wirth, erschossen im Mai 2013 von einem Talibankämpfer im Norden Afghanistans.

Dass in der gesamten Geschichte des KSK nur ein einziger Soldat gefallen ist, mag an der Qualität der Ausbildung und Ausrüstung liegen. Auch daran, dass die Einsätze gut geplant sind und der Feind häufig überrascht wird. Der wichtigste Grund aber ist ein anderer.

Fragt man Jörg, seit neun Jahren Kommandosoldat, wie oft er schon im Gefecht gewesen sei, sagt er, so richtig noch nie.

Wolfgang, seit 25 Jahren im KSK, sagt: »Ein paarmal.«

Alexander, neun Jahre dabei, sagt: »Schon einige Male.« Manche Einsätze, bei denen nicht geschossen wurde, zählt er allerdings mit – zum Beispiel den im Konsulat.

Die deutschen Elitesoldaten kämpfen kaum.

Als die westlichen Nationen nach dem Einmarsch in Afghanistan das Land untereinander aufteilten, übernahm Deutschland den friedlichen Norden. Amerikaner, Briten, Kanadier, Neuseeländer und Norweger kämpften im Süden und Osten gegen Terroristen, die Deutschen bauten Schulen. Als die Taliban, Jahre später, auch im Norden angriffen und die KSK-Soldaten gern reagiert hätten, fehlten ihnen oft die notwendigen Hubschrauber, von denen die Bundeswehr nur wenige besitzt. Andere übernahmen, meist die Amerikaner. Manchmal verhinderte auch ein politisches Nein aus Berlin den Einsatz – nicht vom Mandat gedeckt, zu heikel, zu gefährlich.

»Klar würde ich gern manchmal offensiver arbeiten«, sagt Jörg.

»Natürlich ging es uns auf den Sack, wenn wir, so war es in den frühen Jahren, nur beobachteten und die Amerikaner richtig kämpften«, sagt Wolfgang.



»Diese postheroische deutsche Gesellschaft tut sich eben schwer mit dem Militärischen«, sagt Alexander.

Für die Identität einer Kampfseinheit gibt es wenig Wichtigeres als die Schlachten, die sie geschlagen hat. Siege, Heldensagen, Legenden, aus denen Ruhm und Stolz erwachsen.

Die Navy Seals haben Osama bin Laden. Der britische SAS hat die Geiselnbefreiung in der iranischen Botschaft in London. Die israelischen Spezialkräfte haben mehr Geschichten als Gelegenheiten, sie zu erzählen. Fragt man KSK-Soldaten nach den wichtigsten Einsätzen in der Geschichte ihrer Einheit, hört man immer wieder von drei Begebenheiten.

Im Juli 2010 versuchten afghanische Streitkräfte in Kundus, ein Haus zurückzuerobern, das Talibankämpfer eingenommen hatten. Die vierte Kompanie des KSK, auch Alexander und Wolfgang, schauten von einem benachbarten Dach aus zu. Sie taufte das Gefecht später »Wirtshausschießerei«, weil gefühlt jeder auf jeden schoss – mit einer Ausnahme: ihnen selbst. Sie hielten sich weitgehend raus. Ein Ölgemälde dieser Szene hängt in der »Cafeteria« ihres Kompaniegebäudes in Calw.

Im Oktober 2012 nahm die erste Kompanie nach stundenlangem Feuergefecht im Norden Afghanistans einen wenig bekannten Talibankommandeur fest. Auch hiervon gibt es ein Ölgemälde, in einem anderen Raum der Kaserne. Der Hund, der am Einsatz beteiligt war, Cato, steht ausgestopft vor der Tür.

Und, im November 2016, der Anschlag auf das Generalkonsulat, an den die Vitrine mit dem verrosteten Konsulatsschild erinnert.

In Deutschland Elitesoldat zu sein ist gut und schlecht zugleich. Vermutlich überlebt man diesen Job nirgendwo mit höherer Wahrscheinlichkeit – bestens ausgebildet, bestens ausgerüstet, und trotzdem kämpft man selten. Vermutlich ist dieser Job aber auch nirgendwo so frustrierend – bestens ausgebildet, bestens ausgerüstet, und trotzdem kämpft man selten.





Der General, der damals am Kreisverkehr den Befehl zum Rückzug gab, heißt André Bodemann. Ein höflicher Mann, der heute das Zentrum Innere Führung der Bundeswehr in Koblenz leitet. Hierher kommen die KSK-Soldaten für den Lehrgang zur Verfassungskonformität.

Spricht man mit Bodemann über das KSK, sagt er, wenn eine Spezialeinheit nicht kämpfe, könne das ein Problem sein. Die Soldaten bereiteten sich mental wieder und wieder darauf vor, zu töten und zu sterben, sie seien vollgepumpt mit Adrenalin. Gebe es dafür kein Ventil, bestehe die Gefahr, dass sich diese Energie einen destruktiven Weg suche.

Der Radikalisierungsexperte Daniel Köhler, der an der Uni Hamburg lehrt, sagt: »Du kannst einen Soldaten nicht über Jahre zum Experten machen im Kämpfen und Töten, ihn dann aber nie kämpfen oder töten lassen und erwarten, dass er ein völlig normales Leben führt. Da lügt sich die Gesellschaft ein Stück weit in die Tasche.«

Im Sommer 2017 klingelte im Gebäude der vierten Kompanie in Calw ein Telefon. Alexander wurde darüber informiert, dass einer seiner Soldaten ins Visier der Staatsanwaltschaft geraten war, ein 32-jähriger Hauptfeldwebel namens André.

Die Ermittler waren auf Chatgruppen gestoßen, die André unter dem Decknamen »Hannibal« gegründet hatte. In einer dieser Gruppen war auch Franco A. Mitglied, der Offizier einer anderen Bundeswehr-Einheit, der sich als Flüchtling tarnte und wahrscheinlich, so vermuten die Ermittler, einen terroristischen Anschlag vorbereitete. Zwei Mitglieder einer weiteren Chatgruppe, sie trug den Namen »Nordkreuz«, fantasierten bei persönlichen Treffen über einen Tag X, an dem die öffentliche Ordnung zusammenbreche. Sie überlegten, welche Politiker und engagierten Menschen aus dem linken Spektrum sie dann festsetzen sollten, und legten einen Ordner an, in dem sie Informationen sammelten.

Wenige Wochen vorher waren die Hitlergrüße auf der Party der zweiten Kompanie bekannt geworden. Jetzt kam es einigen Soldaten der vierten Kompanie so vor, als habe der Rechtsextremismus-Skandal auch sie erreicht. Andererseits, so



erinnert sich einer, sei ihnen André nicht wie ein Rechtsextremist vorgekommen, eher wie ein Wichtigtuer. Die Staatsanwaltschaft durchsuchte Andrés Wohnhaus und sein Zimmer in der Kaserne. Sie fand einige alte Übungshandgranaten, aber nichts, was auf Anschläge oder ein rechtsextremes Weltbild deuten ließe. In den Chats hatte er zwar verschwörungstheoretische Inhalte gepostet, aber nichts eindeutig Rechtsextremes (»Zahl der Schläfer in Europa auf einige 100.000 angestiegen. Verlust der Kontrolle von Polizei in vielen Gebieten Europas. Vorbereitungsphase und Ruhemodus der islamischen Kämpfer bald beendet«).

Wegen des Besitzes der Übungsgranaten wurde André zu einer Geldstrafe verurteilt, das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. Er verließ die Bundeswehr nach 15 Dienstjahren, sechs davon im KSK, auf eigenen Wunsch. Drei weitere Kameraden aus der vierten Kompanie, die ebenfalls Mitglieder der Chatgruppen waren, gingen auch.

Gegen etwa ein Dutzend Menschen aus den Chatgruppen wird oder wurde ermittelt. Dazu gehört Franco A., dessen Prozess noch läuft.

Der Radikalisierungsexperte Daniel Köhler hält es für wahrscheinlich, dass Spezialkräfte anfälliger für extrem rechtes Gedankengut sind als gewöhnliche Soldaten oder Polizisten. Auch wenn es dazu kaum aussagekräftige Studien gebe, weil die Geheimhaltung, unter der diese Menschen arbeiten, Forschung nahezu unmöglich mache. Sicher aber sei: Den Elitekämpfern werde ständig eingeschärft, sie seien die Besten. Dadurch entstehe ein Überlegenheitsgefühl, das auch in Teilen der extremen Rechten vorherrsche. Die Angehörigen von Spezialeinheiten sähen sich meist als Teil einer langen Kette von Ausnahmekriegern, die in der eigenen Wahrnehmung manchmal zurückreiche bis zu den Wikingern oder Spartanern. Deren Symbole hängten sie an die Kasernenwände – es sind dieselben Symbole, die auch Teile der extremen Rechten benutzen.

Einen weiteren Punkt könnte man hinzufügen: Die Bundeswehr reklamiert für sich, ihre Soldaten seien Staatsbürger in Uniform. Soll heißen: Sie sind Teil der



Gesellschaft, der sie dienen. Im besten Fall ist dieser Realitätsanker ein Hemmnis für Radikalismus. Beim KSK gibt es diesen Anker quasi nicht.

Wie sollen die Soldaten Teil einer Gesellschaft sein, von der sie konsequent abgeschottet werden? Sie dürfen nicht mal ihren Frauen erzählen, was sie tun. Außerhalb der Kaserne tragen sie in der Regel keine Uniform. Und wenn doch, legen sie vorher das KSK-Abzeichen ab. Die einzigen Menschen, mit denen sie wirklich offen sein dürfen, sind ihre Kameraden. Das KSK ist seine eigene kleine Filterblase – und Filterblasen sind der perfekte Ort für Radikalisierung, egal ob in den Tiefen des Internets oder hinter Sicherheitszäunen im Schwarzwald.

Im November 2016 in Masar-i-Sharif kam in den frühen Morgenstunden ein junger Mann in Unterhose aus dem zerstörten Konsulat. Afghanische Polizisten nahmen ihn fest. Seinen Vernehmern erzählte er später, er heiße Hibatullah, stamme aus der Provinz Laghman und sei von den Taliban für den Angriff auf das Generalkonsulat ausgebildet worden.

Einen Tag später kehrten die KSK-Soldaten zurück, diesmal mit einem Lkw. Sie durchsuchten das Gebäude. Sie fanden Kalaschnikow-Teile, russische Anti-Personen-Granaten vom Typ VOG 25 P, die nach dem Aufkommen über einen Federmechanismus etwa einen Meter nach oben springen und dann erst explodieren, einen Rucksack mit Datteln und, in der Nähe des Haupteingangs, Hibatullahs Hose. Sie fanden keine Leichen. Die anderen Angreifer mussten es irgendwie geschafft haben, zu fliehen.

Alexander bekam für seinen Einsatz das Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold, die zweithöchste Auszeichnung des deutschen Militärs, ebenso wie ein weiterer KSK-Soldat, der Führer des Trupps, der die Diplomaten aus dem Westflügel holte. Die restlichen neun gingen leer aus, auch Wolfgang und Jörg.

Alexander sagt: »Bei jeder Oder-Fluthilfe gibt es eine Medaille dafür, dass Leute Sandsäcke gefüllt haben. Natürlich würden wir nie danach fragen, aber für die



Befreiung des Generalkonsulats hätte man schon eine Auszeichnung verleihen können.«

Wolfgang sagt: »Ja, hätte man machen können.«

Man muss nicht besonders viel Zeit in Calw verbringen, um zu spüren: Diese Einheit dürstet nach Anerkennung. In der Kaserne haben die Soldaten ein kleines Museum eingerichtet, mit Originalexponaten in Vitrinen, obwohl die Öffentlichkeit sie nicht sehen kann. Uns Reportern wurden in der Kaserne drei Filme gezeigt, einer vom Chef des Stabes, einer in der Schieß- und einer in der Schwimmhalle, alle bestanden aus martialischen Trainingsszenen. Die KSK-Soldaten sind stolz auf ihr Können. Und sie finden, auch das Land sollte stolz darauf sein. Aus der Perspektive vieler Kommandosoldaten ist es aber so: Sie riskieren ihr Leben für diese Gesellschaft und ernten dafür bestenfalls Schweigen, manchmal Undankbarkeit, und gar nicht so selten werden sie in Mithaftung genommen für Vergehen einzelner Kameraden und pauschal als Rechtsextremisten angesehen.

»Das tut weh«, sagt Jörg.

»Warum hat sich die Kanzlerin nicht mal nach Calw eingeladen und hat gesagt: Ich bringe ein Spanferkel mit, und die erste Kiste Bier geht auf mich?«, fragt einer aus dem Umfeld des KSK. »So etwas hätte einen riesigen Effekt.«

»Wäre eine gute Idee gewesen«, sagt Wolfgang.

»Ich hätte dazu nicht Nein gesagt«, sagt Alexander.

Nach dem Anschlag in Masar-i-Scharif waren sich die Afghanistan-Kenner der deutschen Sicherheitsbehörden schnell einig, dass nur ein Mann dahinterstecken konnte: Siradschuddin Hakkani. Hakkani, ein Stammesführer aus dem Osten Afghanistans, war eng mit den Taliban verbündet und galt als besonders ruchlos. Die USA hatten zehn Millionen Dollar Kopfgeld auf ihn ausgesetzt.

Offenbar war es Hakkanis Absicht, die Deutschen rauszubomben aus Afghanistan, oder zumindest aus Masar-i-Sharif. Letzteres gelang. Die deutschen Diplomaten zogen sich zurück ins Bundeswehr-Camp.



»Für die Terroristen war das ein großer Erfolg«, sagt der General André Bodemann.

Fünf Jahre später, im Herbst 2021, als die Taliban die Macht im Land übernommen hatten und die letzten deutschen Soldaten, auch sie Kämpfer des KSK, den fluchtartigen Abzug sicherten, ernannten die neuen Machthaber ihre Regierung. Innenminister wurde: Siradschuddin Hakkani.

Das KSK hatte seit dem Abzug keinen Kampfeinsatz mehr – es kann sich jetzt um sich selbst kümmern. In den kommenden Tagen durchlaufen wieder einige Soldaten den Lehrgang zur Verfassungskonformität. Bald beginnt auch wieder die Höllenwoche. Es gab Zeiten, da bewarben sich pro Jahr tausend Soldaten für das KSK. Manchmal wurden dreißig von ihnen für tauglich befunden, manchmal nur vier oder fünf, aber immer gab es genug Nachwuchs. Doch nun sinken die Bewerberzahlen, seit Jahren schon. Die Bundeswehr hat Millionen Euro für Imagefilme ausgegeben, hat die Zulagen angehoben, ohne Erfolg. Fragt man eine der Pressesprecherinnen, ob das womöglich mit den Skandalen zusammenhänge, sagt sie, darüber habe man nachgedacht, man glaube aber eher, dass es gerade nicht dem Zeitgeist entspreche, Kommandosoldat zu werden.

Alexander ist mittlerweile nicht mehr in Calw stationiert, er wurde befördert. Wohin, darf nicht veröffentlicht werden.

Wolfgang bildet heute KSK-Kämpfer aus.

Jörg kann, wenn nötig, morgen in den Einsatz geschickt werden.